

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 242.

Montag, 15. Oktober.

1928.

(13. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Blinisky nahm, ohne zu fragen, in dem schiefgepolsterten Stuhl Platz. „Können wir anfangen? Meine Zeit ist nämlich bemessen.“

Kiewening setzte sich verblüfft und versuchte mühsam, Haltung zu gewinnen: für gewöhnlich stellte er diese Frage.

Nach einem kräftigen Räuspern sagte er: „Ich nehme an, daß Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Darf ich nun um Ihren Namen bitten?“

„Nein“, klang es schroff zurück. „Das dürfen Sie nicht.“

„Wie?“ fragte Kiewening, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

„Es handelt sich um meine Sache, aber nicht um meinen Namen.“

„Aber ich muß doch wissen . . .“

„Was müssen Sie wissen?“

Kiewenings Stimme bekam einen flehenden Ton. „Ich muß doch wissen, unter welchem Namen ich Sie in mein Kundenbuch eintragen darf und wohin ich etwaige Informationen richten soll.“

„Ach so, eine Adresse brauchen Sie. Ja, die sollen Sie haben.“ Er lehnte sich zurück und sagte, zum erstenmale lächelnd: „Sagen wir Brod. Hans Brod, hauptpostlagernd. Ich bin viel auf Reisen. Daher. Brod ist doch ein ganz hübscher Name, wie?“

„Unser täglich Brod“, witzelte Kiewening, den Namen in einem umfangreichen Buch eintragend. „Und nun Ihren Auftrag, Herr — Brod!“

Es handelt sich um Papiere, die am letzten Mittwoch, abends etwa zehn Uhr, durch Einbruch gestohlen sind.“

„Geraubt“, verbesserte Kiewening. „Übrigens am Mittwoch? Heute ist Dienstag.“

„Das weiß ich.“

„Warum kommen Sie erst heute damit?“

„Nehmen Sie an, daß ich den Raub erst heute bemerkt habe.“

„Das kommt vor, gewiß. Namentlich, wenn man viel verreist. Aber Sie müssen zugeben, daß sich in dieser Zeit die besten Spuren verwischt haben können.“

„Spuren sind keine da. Der Verbrecher muß mit Handschuhen gearbeitet haben.“

Kiewening lächelte geringgültig. „Es wären schon Spuren zu finden gewesen. Diese Herren schwitzen bisweilen bei ihrer anstrengenden Tätigkeit.“

„Er hat nicht geschwitzt, verlassen Sie sich darauf.“

„Um was für Papiere handelt es sich?“

Blinisky zögerte. „Das ist hier gleichgültig.“

„Bitte. Ich muß alles wissen, wenn ich erfolgreich arbeiten soll.“

„Nein“, entgegnete der andre scharf. „Das müssen Sie nicht.“

Kiewening zündete seinen ausgegangenen Zigarrenstummel wieder an. So fand er seine Ruhe wieder und bemerkte augenzwinkernd: „Wollen wir nicht erst die Frage des Vorschusses erörtern?“

„Ach so.“ Blinsky zog seine Brieftasche und ent-

nahm ihr einen Schein, den er auf den Tisch warf. „Bitte, quittieren.“

Der Detektiv steckte den Schein sofort in seine Brusttasche und quittierte. Sein Interesse wuchs. Es mußte sich um eine große Sache handeln.

„In welchem Hause hat der Raub stattgefunden, wenn ich fragen darf?“

Wieder zauderte Blinsky. „Es ist wohl nötig, daß Sie das wissen“, sagte er nachdenklich.

„Allerdings“, höhnte Kiewening, über soviel Anfängerschaft lächelnd.

„In einem Hause der Altstadt, nicht weit von der Sparlasse. Obere Flußstraße.“

„Nummer?“

„Nummer 7. Zweiter Stock. Hinterhaus. Es ist dort eine Lichtpausanstalt, wo auch künstlerische Stein-drucke gemacht werden. Nach einer neuen Erfindung. Es handelt sich übrigens mehr um Experimente.“

„Breite Lichtfenster also?“

Blinisky bestätigte überrascht.

„Mit Vorhängen?“

„Natürlich.“

„Es handelt sich nämlich darum, Herr Brod, ob die Wohnung von einer andern Stelle einzusehen ist. Sie wissen ja, daß die unterschiedlichen Höhenlagen unserer Straßen das bisweilen ermöglichen.“

„Eine gute Bemerkung.“ Es klang wie: du bist gar nicht so dumm, wie du aussiehst. „Geben Sie einen Stadtplan her. Da Sie die Stadt sicher besser kennen als ich, müssen Sie überlegen, von wo das Haus eingesehen werden kann.“

Kiewening holte die Karte, breitete sie aus und fuhr mit einem unsaubern Zeigefinger bis zur oberen Flußstraße, wo er stehenblieb. „Nummer 7 kann eigentlich nur von der Kaiserstraße eingesehen werden, etwa von dem Warenhaus aus oder einem Bureau. Wohnungen sind ja dort keine. Allerdings auch hier vom Arbeitsamt der Schmeltzstraße. Es ist das höchste Gebäude der Gegend und dem Warenhaus zum Teil vorgelagert.“

„Schön. Dann hätten wir ja eine Spur.“

„Tausend, mein Herr. Leider. Wer verkehrt nicht alles in einem Warenhaus und einem Arbeitsamt?“

„Es kann sich nicht um einen zufälligen Einblick handeln. Der Täter muß die Gelegenheit genau geprüft haben.“

„Bleiheiß. Haben Sie die Kriminalpolizei benachrichtigt?“

„Nein“, antwortete Blinsky schnell. „Ich wünsche auch nicht, daß das geschieht.“ In dem Gefühl, seine Worte erklären zu müssen, setzte er hinzu: „Ich halte nicht zuviel von ihr.“

„Bravo!“ schrie Kiewening. „Sie sind mein Mann. Sie sind vor die richtige Schmiede gekommen. Wir haben Fälle entdeckt, Fälle, wissen Sie! Da war hier eine alte Dame . . .“

Blinisky schnitt die Geschichte mit einer energischen Handbewegung ab. „Interessiert mich nicht. Bleiben wir bei der Sache. Es handelt sich für mich nur darum,

wer an jenem Mittwoch die Papiere geraubt hat. Alles andre ist meine eigne Sache."

"Es sind also wichtige Papiere? Diskrete, sozusagen?"

"Ja."

Kiewening gab das weitere Ausfragen auf und griff zum Telephon. "Einen Augenblick, bitte." Er rief eine Nummer an und wartete, mit den Fingern ungeduldig auf dem Altenbündel trommelnd.

Endlich hörte Blinsky ihn in den Apparat sprechen: "Sind Sie es selbst, Fräulein Rebmann? Gut. Sie müssen gleich zu mir kommen. Quevedo wird es nicht erlauben? Sagen Sie ihm, er kann mir gut sein. Wie? Ja, sofort."

Er hing ab. "Es ist natürlich nicht Neugierde, wenn ich nach den Papieren fragte. Es wäre nur wichtig, ob es sich um Geld handelt. Man könnte dann auf Personen achten, die sich durch große Geldausgaben verdächtig machen."

"Ich glaube, das tut heutzutage nicht einmal der blutigste Anfänger. Wen riefen Sie eben an?"

"Eine Hilfskraft unsres Instituts."

"Eine Dame?"

"Ja. Ein Fräulein Martha Rebmann."

"Kann sie schweigen?"

"Ich habe gefunden, daß Frauen zuverlässiger sind als Männer: sie trinken wenigstens nichts."

Blinsky entzündete eine neue Zigarette, erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er an der Portiere stehen, küßte sie, hob die Ausguckklappe und sagte mit eisiger Verachtung: "Dadurch glauben Sie mich prüfen zu können?"

Kiewening stammelte bestürzt: "Es ist so meine Methode. Es sollte keine Beleidigung sein, Herr Brod."

Blinsky ließ die Klappe zurücksinken. "Ist es auch nicht. Es ist nur eine Narrheit, ein Idiotie, ein veralteter, lächerlicher Kniff. Natürlich habe ich Ihr Gesicht drinnen bemerkt. Ich hatte nicht übel Lust, Ihnen die Zunge auszustrecken."

"Erregen Sie sich doch nicht über solche Kleinigkeit."

"Guckt man auch durch diese Tür da?" fragte Blinsky leise. "Belauscht uns dort irgendetwas böser Teufel?"

Im nächsten Augenblick war er auf Zehenspitzen an der Tür angelangt und riß sie auf. Die Haushälterin fuhr aus gebückter Stellung auf.

Kiewening war mit einem Satz an der Tür: "Geh zum Kuckuck, du dummes Luder! Belauchst du etwa meine Geschäftsgeheimnisse?" Er drohte mit geballter Faust.

"Ich verbitte mir das Du", sagte sie frech. "Wir haben nicht zusammen Schweine gehütet. Und vielleicht ist mein Gewissen reiner als Ihres." Den Besen als Schutzwaffe vor sich haltend, verließ sie das Nebenzimmer.

"Sie wird noch heute rausgeschmissen", stöhnte Kiewening. "Aber vorher kriegt sie den Buckel vollgeschlagen."

"Davon würde ich abraten. Aber in Zukunft besprechen wir uns anderswo, nicht in diesem Idyll."

Es läutete in bestimmten Abständen dreimal.

Kiewening verließ das Zimmer und kam gleich danach mit Martha Rebmann zurück. Sie begrüßte den Fremden flüchtig und fragte Kiewening, was denn vorliege.

Kiewening stellte vor: "Herr Brod — wenigstens für uns. Fräulein Rebmann, meine tüchtigste Kraft."

Blinsky musterte sie ungeniert. "Sie fahren im Auto zum Wald hinauf, nicht wahr? Wann war es doch gleich?"

Sie sah ihn verblüfft an.

"War das auch eine Geschäftstour? Ich meine: steht der betreffende Herr unter Beobachtung des Okulus?"

Ein scheuer Blick Marthas flog zu Kiewening hinüber. "Nein", sagte sie fest.

"Schade. Das hätte mich interessiert", meinte er mit verkniffenem Lächeln. "Na, es ist ja auch so ganz wertvoll. Aber nun zur Sache. Erklären Sie."

Kiewening nahm wieder Platz und setzte Martha die Sachlage auseinander. Er schloß: "Sie haben doch Verbindung mit dem Arbeitsamt?"

"Verbindung? Höchstens durch meinen Wirt, der dort vorübergehend in der Schreibstube arbeitet."

"Richtig. Desepper ist dort. Ausgezeichnet. Sie werden ihn sofort in seiner Arbeitsstätte besuchen. Ein Vorwand wird sich schon finden. In welchem Stockwerk ist die Schreibstube?"

"Im vierten. Es ist das oberste. Von dort dürfte man den besten Ausblick auf die Nachbarschaft haben."

Kiewening medierte. "Und den Einblick. Vergessen Sie den Einblick nicht!"

"Zurzeit ist Desepper aber gar nicht im Arbeitsamt."

"Seit wann? Vielleicht seit Donnerstag?"

"Ich weiß nicht. Ich sehe ja meine Wirtsleute tagelang nicht. Beim Weggehen jetzt eben traf ich ihn zufällig im Flur."

Blinsky mahnte zum Aufbruch. "Ich muß Ihren Wirt unbedingt sehen."

"Das ist einfach. Er ist ja jetzt zu Hause."

"Hat er in letzter Zeit so viel verdient, daß er es sich leisten kann, auf seine Gelegenheitsarbeit zu verzichten?"

"Das weiß ich nicht. Er klagte über Kopfschmerzen."

"Lüge!" schrie Blinsky erregt. "Lüge. Er hat es nicht mehr nötig, Sie werden es sehen. Wir fangen ihn in eigner Falle."

Kiewening betrachtete aufmerksam seinen aufgeregten Kunden. Es handelte sich also doch um Geld... Aber warum verschwieg er das?

Martha sagte ruhig: "Die Familie lebt sehr bescheiden von dem Verdienst der Frau. Gestern hat sie mich sogar angeborgt, weil sie nichts zum Mittagessen hatte."

"Fintel!" schrie Blinsky. Da er die prüfenden Blicke des Detektivs fühlte, fiel er in einen leichteren Ton: "Wir werden ja sehen... Gehen wir jetzt? Ach so, ich verpöche mich: die Dame wird wohl mehr für ein Auto zu haben sein, wie?"

"Es kommt ganz auf die Gesellschaft an", wies Martha ihn zurück. "Aber, da alles so eilig ist, müssen wir wohl einen Wagen nehmen."

"Herr Brod bezahlt", fiel Kiewening rasch ein. "Oder soll ich es auf Konto nehmen?"

Blinsky antwortete nur mit einem ungeduldigen Achselzucken. (Fortf. folgt.)

Gang im Herbst.

Unter leichtem Wanderschuh
Raschelt schon das dürre Laub,
Buntbetropft von Sonnenstaub.
Nebel deckt die Ferne zu.

Licht und Dämmer haßchen sich.
Himmel über Herbstgold blaut,
Bis von Wolken angegraut,
Schatten ins Gelände schlich.

Dem erlöschten Sonnenstrahl
Nachzutasten wie erschreckt,
Scheint die Straße ausgereckt,
Mir entgleitend mürrisch-schl.

Doch mit späten Feuern sprüht
Regentlang das Abendrot,
Drin vom Widerschein durchloht
Schwarz und stumm der Wald veralüht.

Heinrich Leis.

Ich fliege!

Von Siegfried von Besenad.

Seitdem das Flugzeug Berlin—Wien täglich zweimal über unseren alten Burgturm schnurrt, — vormittags um zehn, von Berlin kommend, links über unsere Wiese, den Wald, den Fessengarten, und nachmittags gegen fünf, auf dem Rückflug, rechts über das Windrad und die kleine Kapelle, — seitdem der Weltverkehr also auch bis zu uns in die Einsamkeit der bayerisch-böhmischen Wälder vorgebrungen ist, läßt es mir keine Ruhe: ich muß fliegen!

Bald darauf bietet sich die Gelegenheit. Ich bin in Chemnitz und will nach Prag. Der D-Zug braucht sieben Stunden, das Flugzeug eine Stunde zehn Minuten. Soll man da auf den Schienen kriechen, statt durch die Lüfte zu fliegen?

Lifibons in himbeerroten Fräcken mit goldenen Knöpfen empfangen mich vor dem Flugplatz, der eine nimmt meinen Handkoffer, der andere führt mich ins Bureau, wo ich Bag und Fahrchein vorweisen und meinen Namen in ein großes Buch eintragen muß. Ein Herr tritt auf mich zu, heftet mir eine goldene Flieger-Nadel an die Brust und überreicht mir eine winzige Düte mit Watte für die Ohren. Das alles erhöht meine Heißstimmung von der ich mir aber natürlich nichts anmerken lasse. Mit dem blasfert-mastenhafte Dächeln eines vielgefeierten Ozeanfliegers trete ich auf den Flugplatz hinaus. Ein Photograph stürzt auf mich zu, will mich vor dem Flugzeug abklopfen, aber ich winke unmutig ab: mein Gott, läßt man sich denn mit einer Eisenbahn photographieren?

Unter runden, bunten Sonnenschirmen sitzen kaffee-trinkende Damen und Herren. Das alles sind Zuschauer, die nur meinetwegen hierhergekommen sind! Ich fühle mich fast wie eine Hauptnummer im Zirkus, wie ein Akrobat vor dem Saltomortale. Aber da wird noch ein fremder Koffer herbeigeschleppt. Ein zweiter Passagier erscheint, wir betrachten uns finster, wie zwei Konkurrenten.

Das Flugzeug, ein kleiner Koffer, steht weiß und schlank mit gespreizten Flügeln da. Monteure hantieren an der Maschine herum. Irgend etwas ist nicht in Ordnung.

Eine kleine Magnetstörung, erklärt man mir beruhigend.

„So, so“, sage ich möglichst gleichmütig mit sachkundigem Blick, ohne das geringste zu begreifen. Im Innersten bin ich gerade durch diese Mitteilung äußerst beunruhigt: „Magnetstörung“, das klingt ungemütlich. Ich dachte, so etwas käme nur auf dem Nordpol vor. Was macht man, wenn der Magnet plötzlich während des Fluges gestört wird? Kann man dann noch landen? Aber der Pilot scheint sich nicht darüber aufzuregen: er liegt, die Beine weit ausgestreckt, auf einem Liegestuhl. Er ist heute schon von Bremen geflogen und muß sich erholen. Ich zünde mir eine Zigarette an und schlendere auf und ab. Endlich ist die Magnetstörung behoben. Der Pilot klettert auf seinen Führersitz, ein Treppchen wird an die Kabine herangerollt. Ich werfe die Zigarette fort, steige in den weißen Kumpf und setze mich vorn in einen bequemen Rohrstuhl. Außer dem fremden Herrn, der sich hinter mir niederläßt, steigt niemand ein. Zwei Plätze bleiben unbefetzt, ich kann Mantel und Hut neben mir ausbreiten.

Der Propeller dröhnt betäubend, ich stopfe mir die Watte in die Ohren. Ein Rud — das Flugzeug rollt schwankend wie eine Equipage auf schlechter Landstraße, dann, plötzlich eine Wendung: Rufen, bunte Sonnenschirme, Menschen, winkende Tücher, Dächer, Straßen, — alles stürzt in einen Abgrund, tief, tief unter mir: ich fliege!

Ich habe immer gehört und gelesen: das erste große überraschende Gefühl beim Fliegen sei das der völligen Sicherheit. Aber ich muß gestehen: In den ersten fünf Minuten war ich fest davon überzeugt: jetzt, jetzt müssen wir abstürzen! Denn es ist doch gegen alle Vernunft, gegen alle Gesetze der Schwere, so im Rohrstuhl mit einem Handkoffer durch die Luft zu fliegen! Man muß sich erst an dieses Wunder gewöhnen, bis man wirklich daran glauben kann. Aber dann, nach etwa fünf Minuten, glaube ich an das Wunder: ich schwebte, ich stürze nicht ab, das Gesetz der Schwere ist aufgehoben! Wenn man ein Flugzeug von unten betrachtet, erscheint das gar nicht so erstaunlich: ein großer Vogel, warum soll er nicht fliegen? Sitt man aber selbst im gläsernen Kumpf dieses Vogels, und sieht tief unten Städte und Dörfer wie Anterbaustäben, Felder wie Gliden-decken, und Landstraßen wie weiße Schnüre vorbeiziehen, — dann erst geht einem das Wunder des Fliegens auf!

Schon dunkeln die Wälder des Erzgebirges heran. Wie ein grünes Moospolster ist das Bismielmeer der Tannen ausgebreitet. Die Erde hebt sich entgegen, über dem Kamm des Gebirges glaubt man fast die Spitzen der Bäume zu berühren. Dann plötzlich stürzt die Welt in den Abgrund: die böhmische Tiefebene tut sich auf, weites, fruchtbares Land, hier und da von Bergwerken aufgerissen, als hätte man der Erde das weiche, buntgewürfelte Fell der Äder abgezogen. Und mitten in dieser Ebene erheben sich die runden Kratergebilde des böhmischen Mittelgebirges, wie schwarze Maulwurfshügel in einer fetten Wiese. Winzig, wie ein Puppenpielzeug, steht ein Erntewagen auf gelbem Stoppellader. Korn wird aufgeladen. Aber einem schwarzen Fluß auden tief unten weiße Pfeile hin und her: Möwen. Selbst: Vögel aus der Vogelwelt betreten zu betrachten!

Abgesehen, der Herr hinter mir liest während des ganzen Fluges eine Zeitung. Wahrscheinlich den Börsenbericht von heute Mittag. Ich möchte nur wissen: was fängt der Mann mit all der Zeit an, die er auf diese Weise gewinnt? Vor

mit, an der Wand hat die Luftganga vorordentlich einige Pöden Papierdüten aufgehängt. Aber ich höre nichts von Unbehagen. Nur dann und wann, wenn die Maschine plötzlich in ein Luftloch fällt, tibelt es etwas im Magen. Aber das ist nicht schlimmer als im Lift, wenn er in die Tiefe ruft.

Doch was ist das? Ein Defekt? Magnetstörung? Die Erde stürzt uns entgegen. Der Motor schnurrt so merkwürdig schwach, jetzt stoppt er. Bläß vor Glück (ein alter Flieger wird doch keine Angst haben!) denke ich gerade: eine kleine Notlandung, das wird interessant sein, — da rollen wir schon über den Rasen. Die Maschine hält, die Tür wird aufgerissen, eine Leiter angelegt, der fremde Herr steigt aus. Wir sind in Prag! Böllig verblüfft sitze ich da. Nur mit äußerstem Widerwillen stehe ich auf und verlasse trauernd den weißen Vogel. Statt einer Stunde zehn Minuten sind wir fünfundfünfzig Minuten geflogen, — und mir kommt es wie eine Viertelstunde vor!

Das ist das einzige, was ich am Fliegen auszusetzen habe: daß es viel zu schnell geht! Kaum hat man seine Beine ausgestreckt, kaum hat man angefangen, den Flug mit Bewußtsein zu genießen, da muß man schon wieder aussteigen. Raketenflugzeug? Ich danke. Mein Ideal wäre: eine fliegende Postkutsche!

Der musikalische Schnaps.

(Wahres aus einem Hundeleben.)

Skizze von Olga Wohlbrüd.

Er hatte einen vulgären Namen und lief ohne Stamm-baum herum. „Echte Bastardrasse“, erklärte tiefgründig die Portiersfrau, als Dr. Karr eines Tages mit einem paddel-nassen Bierföcher ankam, dem noch das Todesgrauen in den goldgelben Augen stand. Gattung: Köter, dem später viel-leicht sorgfältige Pflege einen gewissen grotesken Reiz ver-leihen würde. Für den Augenblick setzte Dr. Karr seine einzige Hoffnung auf die geistigen Fähigkeiten seines kleinen Schützlings, den er Schnaps taufte, weil Schnaps das erste war, was er dem armeneligen Hundegebilde, halb Pinscher, halb Dackel, das grausame Rinder in das trübe Gewässer des Flusses gestoben hatten, einspökte, um es dem Leben zu-rückzugeben. Das wie Ebenlaub zitternde Tier wußte nun allerdings nicht, welcher Todesart es den Vorzug geben sollte: ob der des Ertrinkens oder des innerlichen Ver-brennens. Und Dr. Karr hatte große Mühe, das sich win-dende Körperchen mit dem vor Angst gestäubten Fell in seinen Armen festzuhalten. Da alles Streicheln und Zu-reden nichts nützte, fing er in seiner Ratlosigkeit an, ein kleines Lied zu summen, das ihm in fernen Kindertagen von seiner Mutter vorgesungen worden war, wenn er nicht ruhig werden wollte. Und siehe da — das Liedchen wirkte auch auf Schnaps. Das Fell wurde glatt, die gespitzten steifen Ohren fielen wie weiche Pelzlappchen zu beiden Seiten des grau-weißen Kopfes herab, und nur die schlanke Rute mit dem unmotivierten Haarquästchen an ihrem Ende schlug — Dr. Karr wollte es erst nicht glauben — aber wahrhaftig: sie schlug genau im Takte des Liedes gegen seinen Arm. Der Forscherinn des jungen Gelehrten er-wachte, und ohne Schnaps aus den Armen zu lassen, stimmte er leise ein anderes Lied in anderem Rhythmus an. Eine Weile verhielt sich Schnaps ganz ruhig, dann aber begleitete seine Rute den neuen Rhythmus mit ebenso sicheren Schlägen wie beim ersten Lied. Das Vieh war zweifellos musikalisch.

Auch der nüchternste Wissenschaftler ist nicht sicher vor musikalischen Anfechtungen. Ob es nicht doch Seelenwanderung gab? Ob sich nicht am Ende die unangreifbare seelische Essenz eines berühmten oder verkannten Musikers in diesen struppigen Hundeleib verirrt hatte? Je offensichtlichlicher die beruhigende Wirkung seiner Lieder war und je tiefer Dr. Karr seinen Blick in den der goldgelben Hundeaugen versenkte, um so fester und wärmer schlang sich um Mensch und Hund das Band einer schönen, auf seelischen Gleichklang gestimmten Gemeinsamkeit.

Von da ab wurde Schnaps der unzertrennliche Begleiter seines Herrn, und es heißt, daß dessen Heirat mit der jungen und schönen Pianistin Anselma Sorge zum größten Teil auf Schnaps zurückzuführen war, der sich nach den ersten drei Besuchen bei der Künstlerin kategorisch weigerte, den von ihm entdeckten und seitdem behaupteten Platz unter dem Bedachtnisflügel zu verlassen, von wo aus er die Trios und Quartette, in denen sein Herr das Cello meisterte, mit seiner Rute taktgemäß zu dirigieren pflegte. Aus den Kammer-musikabenden wurden bald darauf Cello-Abende mit Klavierbegleitung und endlos langen Pausen, die Schnaps vom musikalischen Standpunkt ganz verwerflich und auch persönlich wenig unterhaltend fand. Schlimmer noch als die langen Pausen dünkte Schnaps der lange Heimweg in vorgerückter Nachtstunde. Daß sein Herr es nicht vorzog,

die Mutter aber da zu bleiben, wie er selbst es gern getan hätte, begriff Schnaps nicht. So wurde er seines Lebens erst wieder ganz froh, als sich in einer schönen, von einem Garten umgebenen Villa das Cello seines Herrn untrennbar zum herrlichen Flügel fand, unter dem ihm ein weiches, prunkvolles Kissen — als Dirigentenstisch angewiesen wurde. Als seine Herrin einmal verreiste und der Flügel verstummte, da ließ er traurig Ohren und Rute hängen, und Dr. Karr wußte, daß von all seinen Freunden es Schnaps war, der seine Sehnsucht nach der Frau und Künstlerin am innigsten teilte. Am Tage aber, da seine Herrin wieder vor dem hohen schwarzen Kasten saß und ihn zu neuem Leben erweckte, an diesem Tage mußte sich Schnaps Gewalt antun, um nicht mit seiner ungeschulten Stimme jubelnd in die Töne mit einzustimmen.

Eines Nachmittags wurde in der blumengeschmückten Glasveranda der Villa ein blinkender, großmächtiger Gitterkasten aufgestellt, in dem drei wunderhübsche, buntschillernde Vögel herumflatterten. Schnaps beschnupperte das seltsame Haus mit der wohlwollenden Neutralität eines nicht aus seiner Position zu drängenden Günstlings. Am nächsten Morgen aber sprang er plötzlich wie ein Beseßener von seinem Platz unter dem Flügel auf und war mit ein paar Sähen vor der Volière, wie die Menschen das blinkende Gitterhaus nannten. Dort blieb er mit steifen Ohren regungslos stehen und lauschte dem hellen Geswitscher. Es waren sehr seltene und kostbare Singvögel, und ihre Musik hatte für ihn wohl einen ganz besonderen Reiz, obwohl der Rhythmus ihm nicht klar war. Denn seine Rute konnte den Takt nicht finden, den sie hätte schlagen können. Sie wedelte eben nur hin und her in selbigem Entzücken. Von nun ab teilte Schnaps seine Liebe zwischen den musizierenden Menschen und den schillernden Singvögeln. Und selbst das Stück Zucker, das man ihm zuwarf, wenn er sein bittendes „Männchen“ machte, besüßte ihn nicht so sehr wie der klare Saft eines handlichen Quartetts oder der jubelnde Sang seiner geliebten Freunde.

Da geschah ein großes Unglück. Durch die Unachtsamkeit eines Mädchens waren die empfindlichen Südländer einem rauhen Herbstzug ausgesetzt worden, und als Schnaps eines Morgens seine ersten Schritte wie stets zur Volière lenkte, um sich am Frühkonzert zu erbauen — da sah er seine drei kleinen Freunde reglos auf dem sandigen Boden ihres Hauses liegen. Er dachte wohl, sie schliefen noch — und so setzte er sich geduldig hin mit gespitzten Ohren und der in genteilichster Vorfreude leise hin- und herschwingenden Rute. Lange sah er so, die kleinen Sänger aber rührten sich noch immer nicht. Da fiel ihm das unfehlbare Mittel ein, durch das er bei den Menschen einen satten Bissen oder ein Stück Zucker sich erbettelte: er rückte näher zur Volière heran und machte — „Männchen“. Als auch das nichts nützte, wurde er ärgerlich und bestellte ein paar mal böse ins Gitterhaus hinein. Vergeblich. Abermals machte er „Männchen“, wieder bestellte er zornig, umkreiste dann winselnd den Käfig und entschloß sich zu einem letzten verzweifelten „Männchen“. So fand ihn seine Herrin ... Schredensrufe, Tränen, Vorwürfe — das ganze Haus war in Aufruhr. Schnaps verstand von alledem nichts. Kam sich nur sehr verlassen vor, da niemand sich mit ihm an diesem Morgen beschäftigte. Und mehr unwillig als bekümmert sah er zu, wie Herrchen und Frauchen seine drei geliebten Freunde in einer Ecke des Gartens in die Erde einsaufelten.

Sein Hirn arbeitete angestrengt. Warum hatte Herrchen denn den großen Musikkasten nicht verscharrt, als Frauchen so lange fort war und nicht darauf spielte? Warum verscharrten nun beide die süßen Stimmen, die so wunderschöne Lieder sangen? Schnaps dachte nicht daran, auf die Vögel zu verzichten. Und als er sich nach allen Seiten umgesehen und vergewissert hatte, daß niemand ihn bei seinem Vorhaben stören würde — schlich er sich hinunter in die Gartenecke, grub mit seinen breiten Daddeltaten alle drei toten Vögel aus, fakte sie vorsichtig, daß er ihnen nicht weh tat, mit seinen spitzen Zähnen und schleppte sie — einen nach dem andern — bis vor das leere Gitterhaus, wo er sie sanft niederlegte. Dann setzte er sich vor ihnen auf, in seiner schönsten „Männchen“-Stellung und ließ seine guten, goldgelben Augen mit dem Ausdruck einer leidenschaftlichen Bitte nicht von ihnen ab.

„Oh, Schnaps, mein guter, dummer Schnaps!“ Frauchen umarmte ihn unter Tränen, Herrchen klopfte ihm den Rücken — gleich darauf nahmen sie die drei toten Vögel auf und vergarben sie abermals.

Dreimal grub Dr. Karr ihnen ihr Grab. Dreimal buddelte Schnaps sie wieder aus, brachte sie zur Volière und machte „Männchen“ vor ihren kalten, steifen Körperchen, in denen — wie er glaubte — die bezaubernden Lieder eingeschlossen waren. Da mußten die Vögel denn von dem

Dienstmädchen weit weg aus dem Hause auf das freie Feld hinausgebracht und dort verscharrt werden. Die leere Volière aber wurde von einem fremden Mann mit fortgenommen.

Schnaps ist nun wieder allein unter Menschen, eine Verhämtheit im großen Freundeskreis des Hauses, zugleich aber ein einsamer, leicht zur Melancholie neigender Musikfreund, der den Schmerz um seine drei kleinen Sänger wohl nie ganz verwirnen wird. Er ist seitdem nur noch Liebhaber von Instrumentalmusik, die er nach wie vor mit feinstem Verständnis zu taktieren weiß. Die menschliche Stimme aber erscheint ihm plump gegen den süßen Sang der bunten, kleinen Vögel, und er ironisiert sie manchmal durch kurzes Mitsingen, das die Menschen „Geheul“ nennen. Die sanfte Rüge dafür nimmt er mit gelassener Ruhe entgegen.

Kontraste in Japan.

Von E. Van Delden.

Westliche und östliche Kultur formen heute in Japan einen eigenartigen und sehr oft lächerlichen Kontrast. In Architektur, Kleidung, Sport und im offiziellen und privaten Leben findet man diese zwei nebeneinander vertreten.

Nirgends kann man diese Kontraste besser beobachten als bei einem Gang durch die Hauptstraßen irgend einer japanischen Stadt. Neben einer japanischen Dame in seidnem Kimono, ihr Haar ein schmetterlingsartiger Kunstbau, geht ein junges Mädchen, anscheinend ihre Tochter. Sie ist ganz westlich in ihrer Kleidung, kurzer Rock, seidene Strümpfe und Putzschuhe. Die Getas der Mutter und die Putzschuhe der Tochter produzieren einen unharmonischen Klang auf dem harten Pflaster. Männer, in Kimonos gehüllt, europäische Spazierstöcke in der Hand, tragen den Hut des Westens. Andere wieder haben das Gewand ihrer Heimat ganz abgelegt und sind nach der letzten Londoner Mode gekleidet. Doch auch hier der unausbleibliche Kontrast. Sie treffen Freunde auf der Straße. Die Hände auf die Knie gestützt, verbeugen sie sich dreimal bis zu einem Winkel von 90 Grad. Hier kommt ein anderer feiner Herr in Frack und Zylinder die Straße entlang. Sogar ein Monokel ist ins Auge geklemmt. Hinter ihm geht seine Frau. In feinsten Seide gekleidet, ihr Obi (Gürtel) ein Kunstwerk, ganz japanische Dame. Sie geht hinter ihm, denn trotz europäischer Kleidung und vielleicht auch europäischer Bildung bringt er nicht den Mut auf, mit alten Sitten ganz zu brechen. Und eine dieser Sitten sagt: „Die Frau ist dem Manne nicht ebenbürtig.“

Abends, wenn der äußerlich europäisierte Japaner nach Hause kommt, wird der ausländische Anzug bei Seite gelegt und der Kimono kommt wieder zu seinem Recht. Er lauert sich vor ein kleines, kurzbeiniges Tischchen und läßt sich von seiner Frau beim Essen bedienen. Hat er erwachsene Söhne, so dürfen dieselben an der Mahlzeit teilnehmen. Die Frau aber ist später mit den kleineren Kindern und Bedienten zusammen.

Eine japanische Hochzeit in besseren Kreisen. Er ganz westlich in seinem Äußeren, „a perfect gentleman“; sie aber trägt ein weißes feines Band um den Kopf als Zeichen und Versprechen, daß sie niemals durch Eifersucht ihrem Herrn und Gebieter lästig fallen will.

Ein Wagen erster Klasse der japanischen Eisenbahn. Die Ausstattung ist erstklassig, den Luxuszielen des Westens ebenbürtig. Kurz vor der Abfahrt. Die meisten Sitze sind leer. Serein kommt ein japanisches Ehepaar. Beinahe könnte man ihn für einen Südeuropäer halten. Sie ganz japanisch. Er nimmt Platz, zieht Schuhe und Strümpfe aus und macht es sich auf drei Sitzplätzen bequem. Sie öffnet den Koffer, bläst ein Kustissen auf, schiebt es ihm unter den Kopf, hüllt ihn in eine Reisdecke — und verschwindet in das nebenanliegende Abteil zweiter Klasse.

Scherz und Spott

Sein Name. Ein Schotte — die Schotten gelten bekanntlich für besonders sparsam — kommt in New York aufs Telegraphenamt und fragt: „Was kostet ein Telegramm nach Chicago?“ — „Das Wort bei 10 Worten 5 Cents, die Unterschrift ist frei“, lautet die Antwort. — „Die Unterschrift kostet wirklich nichts?“ fragt der Schotte. — „Nun, dann telegraphieren Sie nur meinen Namen.“ — Der Beamte lacht: „Also schön. Wie ist Ihr Name?“ — Der Schotte denkt nach. „Ich sehe vielleicht nicht so aus“, meint er dann zögernd, „aber ich bin ein Indianer und mein Name lautet: Komme-Freitag-nach-Hause.“